



VON FLORIAN SCHMIDT

Seit einigen Wochen leben wir, Sob wir es wollen oder nicht, mit dem Euro. Noch ist Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, ohne ihn freilich verhindern zu können. Nachdem die Messen für die D-Mark gesungen sind, die Lira zu Grabe getragen wurde, der Franc sein Requiem erhalten hat, selbst die altherwürdige Drachme der drakonischen Strafe des Schierlingsbechers vermutlich nicht entgehen wird, muß man sich grundsätzlich mit der Frage eines gänzlich neuen Geldes auseinandersetzen.

Daniel Cohn-Bendit und Olivier Duhamel haben ein höchst informatives, mitunter ironisches Lexikon über die neue Währung geschrieben, das neben der langen Geschichte des Euro auch vor weit-
ausgehenden historischen Rückgriffen nicht zurückschreckt.

So liest man gleich unter A, was sich der alte Aristoteles über die Wurzeln des Geldes gedacht hat. Er verstand Geld als Stellvertreter des Bedürfnisses, das seinen griechischen Namen (Nomisma) trage, „weil es seinen Wert nicht von Natur hat, sondern durch den Nomos, das Gesetz, und weil es bei uns liegt, es zu verändern und außer Umlauf zu setzen“. Trotz solcher historischen Ausflüge und anderer Schönheiten hat das „Währungswörterbuch“ seine Schwächen.

Je mehr sich die Autoren Gegenwart und Zukunft annähern, desto euphorischer werden sie. Geradezu lyrisch beschreiben sie fromme Wünsche, die oft Väter roter und grüner Gedanken sind. Noch ist der Euro, auch wenn der Start geglückt ist, ein Wechsel auf die Zukunft. Wir wären gut beraten, ihn nicht mit zu vielen guten Vorsätzen zu überfrachten, ganz im Sinne des Gesetzes von Sir Thomas Gresham, eines Beraters von Elizabeth I.: „Schlechtes Geld vertreibt gutes Geld.“

Wenn die Regierenden versuchen, die Währung zu manipulieren, bleibt das von Bürgern und Märkten nicht unbemerkt. Auch wenn es dem Kaufmann im 16. Jahrhundert gelang, die königlichen Schulden durch Manipulationen an der Börse von Antwerpen zu tilgen, sollte dieser Versuch in unseren Tagen tunlichst vermieden werden.

Ist der Euro nicht aber schon kurz nach seiner Geburt ein Anachronismus? Brauchen wir in Zeiten des Internets noch Noten und Münzen? Matthias Zehnders mitunter zu enthusiastische Schrift „Gefahr aus dem Cyberspace?“ beginnt mit einem Paukenschlag: „Das Internet“, schreibt er (oder sein Lektor), „bewegt seit 1995 die Gemüter wie kaum etwas zuvor. Es gibt wohl kein anderes Thema, das so breit und anhaltend in Presse, Funk und Fernsehen für Schlagzeilen gesorgt hat.“ Dieser Satz ist intellektuelles Falschgeld, aber er ist wahrscheinlich der einzige Fehler des Buches. Ruhig und abgewogen urteilt der junge Schweizer über das Internet als Markt der Möglichkeiten und als Tummelplatz der Perversionen. Die Frage nach der Freiheit im Internet und nach einer Ethik im Informationszeitalter hätte keinen besseren Anwalt finden können. Zehnder versteht es, das Netz in seinen banalen ebenso wie in seinen abartigen Teilen darzustellen. Er beschreibt es als elektronischen Kiosk, wo sich jeder das holt, was er zu benötigen meint. Und vor allem hat der Autor über seine Beschäftigung mit dem Cyberspace nicht den Gebrauch der Muttersprache verlernt. Das ist am Ende eines langen Jahrhunderts vielleicht kein schlechtes Zeichen für die Zukunft des Deutschen als Mittel der Kommunikation.

Daniel Cohn-Bendit/Olivier Duhamel: Euro für alle. Das Währungswörterbuch. Dumont, Köln 1998. 272 S., 29,90 Mark.

Matthias Zehnder: Gefahr aus dem Cyberspace? Das Internet zwischen Freiheit und Zensur. Birkhäuser, Basel. Boston. Berlin 1998. 199 S., 39,80 Mark.

Florian Schmidt ist freier Publizist und lebt in Berlin.